



# DIE HAUPTSACHE

ROMAN

HILARY  
LEICHTER



ARCHE

**Hilary Leichter**

# **Die Hauptsache**

Roman

*Deutsch von Gregor Runge*



Für Mom

Mir schien, wenn sie hier wie eine Nomadin leben konnte,  
würde sie nicht fort müssen.

Marilynne Robinson, *Haus ohne Halt*

## Einarbeitung

Es gab den Mörder. Es gab das Kind. Es gab das Marketing, das Fundraising, das Business Development. Es gab die Beauftragte für die Spenderliste und die Verantwortliche für das Schreddern der Stammdatenliste. Es gab die Waschmaschine, den Trockner und die Frau, die den Trockner mit Trocknertüchern bestückte. Sie legte sich die Tücher wie einen Schleier auf den Kopf und ließ sie in die Trommel gleiten. Es gab das Zusammenlegen der Socken. Es gab das Abwerfen der Bomben. Es gab die Türen, an denen sie klopfte. Wie viele Personen leben in Ihrem Haushalt? Möchten Sie unser Anliegen unterstützen? Möchten Sie Zitrusfrüchte? Möchten Sie Informationsmaterial? Es gab das Haus mit den geöffneten und den geschlossenen Türen. Es gab die Problemlösungen, die verwaltet werden mussten. Und die Hüterin der Flugblätter, die gab es auch. Es gab die Faktenchecks und die Zauberspruchchecks. Es gab das Lernen im Job und das Lügen im Job. Es gab das Zuspätkommen, das Zufrühkommen und das Pünktlichsein, das gab es auch. Und die Kästchen mit den Briefmarken und den Kalender aus Kork. Und den Block mit den rosa Vordrucken, auf die man schreibt, was passiert ist, was genau und bis ins Letzte, in Abwesenheit deiner Person.

# Arbeit in der Stadt

Mein Arbeitsleben spielt sich im Kurzformat ab: kurze To-do-Listen, kurze Zeiträume, kurze Röcke. Die Agentur in Uptown ist ein Palast voller pudrig duftender Frauen mit praktischen Schuhen und manikürten Händen, in die ich, so und nicht anders will es die Tradition, meine Erwerbstätigkeit lege. Aus magischen Gelenken walken sie meine Vita zu einer Folge von Gehaltsschecks aus, die ein Leben ergeben. Die Anrufe kommen montags und freitags und flankieren die Woche mit flüchtigen Jobs. Mit der Mechanik eines Räderwerks, unermüdlicher als das Vergehen der Zeit, verleiht die Agentur mein Dasein. Sobald sich erwiesen hat, dass ich diskret und fähig bin, werde ich an diverse Premiumkunden vermittelt. Als Persönliche Assistentin. Als Assistentin für Persönliches. »Nichts ist persönlicher als deine Performance«, habe ich auf dem Weg zur Agentur auf der Verpackung eines Müsliriegels gelesen. Eine Einstellung, zwingend genug, mein Herz und meinen Lebenssinn darauf zu gründen.

Meine festen Freunde sind Unternehmensjünger, Unkündbare, die jeden meiner Jobs als *großartige Gelegenheit* bezeichnen. Ihre Büros statten sie mit originellen Tassen aus, die über Nacht voller schlammiger Kaffeepfützen auf ihren Schreibtischen stehen. Aus dem

Kaffeersatz lese ich ihre Zukunft: Mit grauen Haaren werden sie sich an denselben Schreibtischen sitzend eines Tages bürokabinengroße Grabstellen kaufen.

Ich mache mir Sorgen um ihre armen verwaisten Kaffeetassen. Wie traurig und einsam müssen sie sein, so stehen gelassen in ihrem Dreck. Ich mache mir Sorgen, ich könnte das Leben einer dreckigen Kaffeetasse führen. Schrundiger Schimmel, der die Kaffeepfütze bedeckt, ein Lilienblatt auf einem letzten vergessenen Rest.

»Und was ist dein Traumjob?«, fragt mich mein ernster Freund, das Kinn auf die Hand gestützt.

»Schwer zu sagen«, antworte ich.

»Du musst es versuchen!«

Ich besinne mich auf meinen größten Wunsch. An manchen Tagen habe ich das Gefühl, er wird mir erfüllt, aber dann verschwindet das Gefühl wieder, so wie ein Niesreiz manchmal wieder verschwindet. Es heißt, dass sich schon bei den ersten Anzeichen von Entfristung der Herzschlag beschleunigt, einem das Blut in die Wangen schießt. Ich habe sie alle gelesen, die Broschüren und Flugblätter. Manche Aushilfen schwören darauf, dass Schüttelfrost, Pulsrasen und Schweißausbrüche die ersten körperlichen Anzeichen einer nahenden Entfristung sind. Ich habe Angst, die Symptome meiner eigenen Entfristung zu verpassen, sie einfach zu übersehen. Sie nennen es auch: *die Beständigkeit*.

»Wenn man's merkt, dann merkt man's eben«, sagen die vom Glück Begünstigten. »Man kann es nicht erzwingen.«

Manche Aushilfen werden nie entfristet und sterben, noch bevor sie im Leben Fuß gefasst haben.

»Mein Traumjob ist ein Job, der bleibt«, sage ich zu meinem ernsten Freund. »Vielleicht bekomme ich ihn nicht morgen oder über Nacht, aber eines Tages werde ich aufwachen und so sein wie du.«

»Aber Süße, du kannst doch sein, was du willst!« Er streicht mir mit beiden Händen die Haare glatt, die sofort wieder in ihren Ausgangszustand zurückpuffen.

Mein ernster Freund, derjenige, der mit spitzen Fingern die Spinnen von meinem Teppich zupft und behutsam auf die Fensterbank legt, wohnt nicht bei mir. Keiner meiner Freunde wohnt bei mir, dafür sind ihre Freizeitpullover bei mir eingezogen, pillerige, haarige Wesen in meinem Schrank voller Business-Outfits. Manchmal bringe ich dem falschen Mann den falschen Pullover zurück, aber immer bleibt der Fehler unbemerkt. Was wir miteinander haben, ist nicht von Dauer, und das wissen sie auch. Sie kommen an bestimmten Abenden in der Woche, in bestimmten Wochen im Monat, sie sind eine Aneinanderreihung von offenen Armen, flauschige Papierpüppchen, die sich dem Sonntag entgegenziehen.

Ich habe sie meiner Mutter vorgestellt, aber persönlich begegnet ist sie ihnen, den Leitlinien für befristetes Leben entsprechend, nur ein einziges Mal. Zuvor hatte sie die Fotoziehharmonika begutachtet, die sich aus meinem Portemonnaie bis auf den Küchenboden zog.

»Der hier«, sagte sie, »hat hübsche Augen.«

»Mein Gourmetfreund.«

»Dein Bauch wird immer voll sein. Kluges Mädchen. Und der da?«

»Mein größter Freund.«

»Hm. So groß sieht er gar nicht aus.«

»Er hat nicht ganz aufs Bild gepasst.«

»Hm.«

»Den hier mag ich am liebsten«, sagte ich und ging die Selfies und Passfotos durch. Sie kniff die Augen zusammen

und musterte sein komisches Grinsen. »Gibst du mir deinen Segen?«

»Sehe ich etwa wie eine Kupplerin aus?«, fragte sie und feuerte das Foto auf den Tisch. Meine Anspielung auf entfristete Verpartnerung hatte sie enttäuscht.

Im Küchenschrank meiner Mutter standen saubere, leere Tassen. Sie stärkte und bügelte ihre Kleider und brachte ihre Wimpern mit einer Zange in Form. Selbst wenn sie krank war, trug sie ihre Lieblingsohrringe.

»Sei vernünftig«, höre ich sie noch immer sagen. »Erzähl mir von deinen Jobs.«

Meine Ansprechpartnerin in der Agentur heißt Farren. Feuchtigkeitsgepflegt, mit frischem Teint und glänzendem Lipgloss, ist sie der Inbegriff von Selbstbewusstsein und Selbstfürsorge. Ihre Nägel sind stets glitzernd lackiert und blitzen unter weißen Manschetten wie Sternbilder zwischen Wolkenlücken hervor. Dies nun also, denke ich, sind die aus dem Himmel greifenden, mit Formularen und Verträgen hantierenden Hände, die mir ehrliche Arbeit verschaffen werden.

Während unseres ersten Gesprächs kletterte Farren auf ihren Schreibtisch und dirigierte mich in ihren bequemen Stuhl. Der Vorgang erschien mir so seltsam und beunruhigend, als wäre sie an die Decke gekraxelt, um mich in ein System aus Seilen einzuspannen. Ich fragte mich, ob ich einer Prüfung unterzogen wurde. Es fiel mir schwer, nicht einzuschlafen.

»Und? Wie fühlt sich das an?«, fragte sie und schob schwungvoll einen Stoß Papier beiseite, um für ihre Beine Platz zu machen.

»Wow, Farren, das ist ja der Wahnsinn!« Die ergonomische Lehne ihres Stuhls nahm mir jede Nervosität, versetzte mich in Trance, vielleicht beides.

Bin ich eingenicht? Schon möglich.

Denn was danach geschah, kann ich nicht genau sagen. Ein Moment der Ergo-Telepathie vielleicht, eine Gelegenheit für die Agentur, der nackten Mechanik meines Geistes auf den Grund zu gehen. Den geheimen Antrieb zu erkunden, das verborgene Gewinde, das die Taktung

meines Humankapitals offenbart. Und dann: ein Schaudern, ein kurzes Unwohlsein, wie in einem Bürostuhl, der sich dreht und etwas zu weit nach hinten kippt. Vielleicht fühlt es sich so an, wenn man Beständigkeit erlangt, dachte ich, während mein hoffnungsvoller Geist durch einen engen Tunnel raste. Ich fühlte meinen Puls, wartete auf eine Melodie, das Klingeln eines Glöckchens oder irgendeinen anderen versteckten Hinweis, dass mir Entfristung gewährt worden war.

War sie aber nicht. Befristete Beschäftigung flutete meine Blutbahn aufs Neue. Altvertraut und flüchtig.

»Alles okay?«, fragte Farren. Sie reichte mir ein Formular, berührte mit kaltem glitzerndem Fingernagel meinen Ellenbogen. Nur der Nagel, nicht der Finger! Ich wusste nicht, ob sie mich trösten oder kratzen wollte.

»Alles bestens. Danke, Farren.«

»Sehr gut! Dieser *Traumjob* darf dir nämlich auf keinen Fall durch die Lappen gehen!«

Auch ich wollte nicht, dass mir Jobs durch die Lappen gingen, wollte es nicht und will es auch jetzt nicht. Ständig fülle ich Formulare aus. Ständig schüttele ich Hände. Ständig werde ich eingestellt, immer wieder aufs Neue. Die Arbeit zu erledigen, die man mir gibt, sie gut zu erledigen, darin besteht der erste Schritt auf dem sicheren Weg zur Entfristung.

Jeder weiß: Farrens Premiumkunden haben Rang und Namen. Sind Staatsoberhäupter und Sternechefs, Industrielle und Kriminelle.

Ich arbeitete mich hoch wie alle anderen auch. Fing an mit den lausigsten Jobs, ohne die keine Stadt schön sein kann.

Ich putzte die Schuhe von Showbiz-Legenden, die kesse Sohlen durch Grand Central steppten. Heimlich brachten sie mir ein paar Schritte bei.

Ich putzte die Fenster von Wolkenkratzern, die wirklich an den Wolken kratzten, mit ihren Wetterfahnen, Satellitenanlagen, stählernen Stangen wie Stiletti. Manchmal rutschte ich putzend und twistend gefühlte Stunden die Fassaden hinunter. »Vom Himmel ins Gewimmel«, sagten meine Putzkollegen. »Von Gottes Pforte zur verdienten Torte«, lautete die übliche Antwort, dann gab es Kaffee und Käsekuchen – oder Götterspeise, je nach Tagesangebot.

Später versuchte ich mich als menschliche Ampel. Was für ein Gehampel. Dann warf ich Leuten Knüppel zwischen die Beine, wortwörtlich, an einer Jahrmarktbude für Masochisten. Ich sprang für den Postboten ein, für den Wandmaler auf der Tenth Street und für die Frau, die sich jeden Tag ein Taxi aus dem Verkehr winkt, an der riesigen Kreuzung, na, Sie wissen schon. Sie winkt mit so viel Verve, dass die Touristen jedes Mal ganz aus dem Häuschen sind. Aber ich steige nie ein! Ich winke immer nur.

Schließlich beauftragt mich Farren, für den Vorstandsvorsitzenden eines omnipräsenten Großkonzerns einzuspringen: Omni Corp.

Ich unterschreibe kryptische Dokumente, sitze in Telefonkonferenzen, staple und stemple Memos – Fiduziar, Filibuster, Finanzen, Finessen – und tapeziere die Wände mit Ölbildern von Leuten, die auf einer Liste mit den Kunststars von morgen stehen. Und noch bevor sich mir ein Zusammenhang erschließt, sind meine Aufgaben auch schon erledigt. Ein jeder hat sein Päckchen mit lästiger Arbeit zu tragen, und ich, was soll ich sagen, bringe leere Päckchen zurück.

Als Vorstandsvorsitzender trage ich zu meinem Anzug ein apart gepunktetes Tuch, das ich mir wie eine Krawatte um den Kragen binde. »Auf Kleinigkeiten kommt es an, aber nicht nur«, pflegte meine Mutter zu sagen.

»Wenden wir uns der Abstimmung zu?«, fragt meine Assistentin. Unruhe im Saal, alle sind anwesend. Ich sitze an der Stirnseite und vertrete den Vorstandsvorsitzenden.

»Dürfte ich um Handzeichen bitten?«, fragt ein Aktionär.

»Niemals«, sagt ein anderer Aktionär, der mehr Gewicht hat. »Es wird anonym abgestimmt oder gar nicht.«

»Starke Worte von einem, der ein ganzes Jahr auf keiner Aktionärsversammlung gewesen ist«, murrte der erste Aktionär.

»Ich habe Verpflichtungen! Viele!«

»Ich schlage ein neues Abstimmungsverfahren vor«, sagt ein durch und durch irrelevanter Aktionär. »Zunächst

stimmen wir so ab, wie unsere Großmütter mutmaßlich abgestimmt *hätten*, dann stimmen wir so ab, wie unsere ungeborenen Enkelkinder mutmaßlich abstimmen *würden*, und zum Schluss berechnen wir, unter Zuhilfenahme eines komplizierten Systems aus Tabellen und Graphen, aus diesen beiden hypothetischen Werten die Hypotenuse, deren Wert wir im Namen unserer Vorfahren und Nachfahren zum Abstimmungsergebnis erklären.«

»*Dieser* Aktionär ist durch und durch irrelevant«, flüstert meine Assistentin.

»Dürfte ich erfahren«, frage ich mit einem Räuspern, »worüber wir eigentlich abstimmen?«

»Über Turnus und Gegenstand zukünftiger Abstimmungen stimmen wir ab!«, heißt es unisono.

»Und«, sagt ein Mann am anderen Tischende, »wie wäre es, nun ja, wenn wir diesen Gegenstand vorerst auf Eis legen?«

Der Vorschlag sorgt für erleichterte Seufzer. »Ja, ja, ja!« Zustimmung im Saal. Meine Assistentin geht hinaus, kommt nach einer Weile mit einer dampfenden Schüssel voller Trockeneis zurück und legt die Briefing-Mappe hinein. Die Versammlung ist beendet.

Der Hauptsitz von Omni Corp: gewaltige Ausmaße, geringer Wiedererkennungswert. Heißer Kaffee, warme Cola, rekordverdächtige Snackvorräte. Bananen, Süßigkeiten, Müsliriegel. Die Mikrowelle riecht nach Popcorn. Die Raucherpausen sind lang, und mitrauchen

empfiehlt sich, also gewöhne ich mir die obligatorische Zigarette an, in der Gewissheit, dass ich diese Marotte für einen anderen Job, irgendwann, wieder ablegen muss, mir die bittere Kippe aus dem Mund schlagen werde. Die Gewissheit stopfe ich wie einen Kassenzettel in die Tiefen meiner Handtasche.

Während ich an der dritten Zigarette meines Lebens ziehe, fällt mir eine Frau auf, die schluchzend in der Nähe des Eingangs steht. Vielleicht habe ich in einem meiner morgendlichen Meetings ihr Erwerbsleben auf Eis gelegt. Vielleicht auch Schlimmeres. Ich gebe ihr mein gepunktetes Tuch, damit sie ihre Tränen trocknen kann, und schlüpfe in die Rolle der Trost spendenden Unbekannten, eine unbezahlte Beschäftigung, der nachzugehen ich umso entschlossener bin.

»Ich arbeite hier seit vierundzwanzig Jahren!«, schluchzt sie.

»Ich arbeite hier seit vierundzwanzig Stunden!«, sage ich und drücke ihre Schulter. Sie beweist Klasse und lacht und lässt sich trösten. Wer sich trösten lässt, vollbringt eine gute Tat, weil auch der Tröstende etwas davon hat. Ich bin dankbar, diese Funktion ausüben zu dürfen. Ich drücke noch einmal ihre Schulter, dann ein drittes Mal, diesmal zu lang, und dann ein viertes, eindeutig unangebrachtes Mal. Sie hat umwerfende Arme. Welcher Idiot feuert so umwerfende Arme?

»Äh, okay«, sagt sie und geht los und lächelt über ihre potenziell verletzte Schulter hinweg. Wahrscheinlich denkt

sie, dass ich ein Niemand bin, und das bin ich wohl auch.

An meinem letzten Tag bei Omni Corp bleibe ich nach Feierabend im Büro. Ich mag es, meine Arbeitszeit zu entgrenzen und länger zu bleiben als nötig. Mit jeder Minute, die zusätzlich vergeht, spüre ich, wie meine Unentbehrlichkeit schwindet. Das Gefühl, das mich dabei überkommt, ist überwältigend und schwer zu beschreiben, als würde ich einschlummern oder sterben.

Oh, so ein Bürogebäude in den Abendstunden! Man kann unbemerkt auf Toilette gehen. Man kann schmutzige Tassen abwaschen, Geschosse aus Gummibändern basteln und Büroklammern zu Trapezen verhaken. Die Deckenbeleuchtung wird von einem Bewegungsmelder gesteuert, und nachdem meine Kollegen ihre Arbeit beendet haben und es dunkel ist, ziehe ich mich ins feierabendliche Glühen meines Eckbüros zurück. Es gibt nichts Einsameres als Lampen, die nach einem langen Tag von selbst ausgehen, weil niemand da ist, der ihnen den kleinen Gefallen erweist, ausgeknipst zu werden.

Bei meiner letzten Exkursion in den begehbaren Snackschrank stelle ich umgeben von Türmen aus Lakritzschnecken fest, dass ich nicht allein bin. In der hintersten Ecke des Kämmerchens sitzt ein Mann und knackt einhändig Pistazien.

»Sind Sie fertig?«, fragt er. »Mit Ihrer Arbeit?«

»Fast«, sage ich zum Vorstandsvorsitzenden. Ich erkenne ihn wieder, er sieht aus wie auf dem Porträt im Foyer, aber nicht wie auf dem Porträt in seinem Büro, das ihm nicht

gerecht wird. Er ist eine lange dünne Bohnenstange mit dichtem weißem Haar und Einstecktuch im Anzugjackett. Vielleicht erkenne ich ihn wieder, weil ich ihn schon einmal gesehen habe. Schließlich ist er eine große Nummer, sowohl numerisch als auch physisch.

»Wieso verstecken Sie sich?«, frage ich ihn.

»Ich verstecke mich nicht, ich sterbe.« Er knackt noch eine Pistazie, isst die Nuss und dann beide Schalenhälften. »Haben Sie Kapazitäten? Jetzt, wo Sie mich nicht mehr vertreten müssen?«, fragt er. »Ich hätte da ein etwas ungewöhnliches Anliegen.«

Ich verweise ihn an meine Agentur, an Farren, aber er hat schon mit ihr gesprochen. Das Leben ist schneller als jedes Protokoll. Und so landet irgendwann der Karton vor meiner Tür. In dem Karton ist eine Urne, und in der Urne ist der Mann, und der Mann ist Asche.

»Du sollst ihn mit dir herumtragen«, sagt Farren. »Er war ein Mann von Welt und die ganze Zeit auf Achse, und das soll auch so bleiben.«

»Und wann ist der Auftrag zu Ende?«, frage ich.

»Geht in der Unendlichkeit dieser Welt jemals irgendetwas zu Ende?«, fragt Farren. Ich kann hören, wie ihre Fingernägel auf den Schreibtisch trommeln.

Den Vorstandsvorsitzenden umzubetten ist eine haarige Angelegenheit. Mein praktischer Freund hilft mir bei der Konstruktion eines winzigen Papiertrichters, mit dem ich die unruhig rieselnden Überreste in das Medaillon einfülle.

Das Medaillon ist ein umgewidmetes Geschenk von meinem praktischen Freund und enthielt früher ein Tröpfchen seines Lieblingsbourbons. Ich weiß noch, wie spröde seine Gesichtshaut war, in der kalten Nacht, als er es aus der Jackentasche zog wie ein Kaninchen aus einem Zylinder, flink und liebevoll und strahlend vor Selbstzufriedenheit. Schmuck sei ein Zeichen der Zuneigung, hatte man mir gesagt. Wie Haustiere, wie Blumen.

»Das habe ich *geschmiedet*, für *dich!*«, sagte er mit erwartungsbehauchter Stimme und vollführte ein Kunststück von der Art, die mich so richtig vom Hocker haut: Er öffnete mit wurstigen Handschuhfingern den Kettenverschluss. Er erwartete, dass ich die Kette täglich trug. Erwartung troff ihm aus allen Poren. Ständig lauerte er darauf, dass man ihn beglückwünschte, zu dieser einen Nettigkeit an diesem ganz bestimmten Tag. Zum Glück sahen wir uns höchstens einmal im Monat, so konnte ich ihm ein Märchen erzählen, in dem ich die Kette tagtäglich trug. In dem Märchen trug ich sie ewig und drei Tage, und sobald sich unsere Wege trennten, nahm ich sie nie und nimmer ab.

Sie ist schön. Sie sieht alt aus, wie etwas mit Geschichte. Es ist nicht so, dass mir an der Kette nichts liegt. Aber mir

liegt nichts daran, ein falsches Bild zu vermitteln. Oder ein richtiges. Ich will gar nichts vermitteln. Auf keinen Fall will ich meinen praktischen Freund pikieren.

Mein praktischer Freund, der jetzt Asche auf den Fußboden meiner Wohnung trichtert, wirkt nicht so, als wäre ihm seine Aufgabe zuwider, er lässt auch keine Anzeichen von Ärger erkennen. Nur die Ahnung einer Grimasse, die sich im Verborgenen regt, umspielt seine lächelnden Mundwinkel, als wollte er sagen: So war das aber nicht gedacht.

Nach mehreren Pannen, einem Aschehäufchen auf meinem Teppich, einem Zwischenspiel mit dem Staubsauger und einem Besuch der Fusselbürste haben wir einen kleinen Teil des Vorstandsvorsitzenden umgebettet und auf meinem Körper platziert, so wie es ihm gebührt. Ich streiche mir die Haare aus dem Nacken in Vorbereitung auf die Kette. Ich greife nach dem Saum meines Shirts in Vorbereitung auf meinen Freund.

Später, als er auf der Couch ein Nickerchen macht, verstaue ich die übrigen Überreste des Vorstandsvorsitzenden im Karton, und den Karton verstaue ich in meinem Schrank, in einem Winkel in der Wand, der einer kleinen Höhle gleicht, einem Schränkchen im Schrank für Knabberzeug, einer Katakombe, einer Gruft, vor der meine Business-Handtaschen und Nieten-Clutches, meine gestreiften ärmellosen Oberteile, die geschlitzten Röcke und pillerigen Pullover Wache halten.

Und was ist mit der Beerdigung? Und was ist mit der Familie? Frage ich mich.

Am Tag darauf geht mein erstes Gehalt aus dem Nachlass des Vorstandsvorsitzenden auf meinem Konto ein. In der Woche darauf wird die Kette auf meiner Haut ganz heiß.

»So also lebt das gemeine Volk!«, sagt er. Er steht auf der Couch, tippt mit der Hand an die Zimmerdecke, springt auf den Boden, wo er sich setzt.

»Sie hier?«, frage ich. »Wie kann das sein?«

»Männer von Welt sind immer auf Achse!«, sagt er, als wäre nichts offensichtlicher als das.

Ich sehe erst die Kette an und dann ihn. »Erfüllen Sie auch Wünsche?«, frage ich.

»Sehe ich aus wie ein Flaschengeist?«, fragt er zurück und löst sich in Luft auf.

Meine festen Freunde gewöhnen sich allmählich an meine neuen Marotten. Dass ich aus heiterem Himmel leere Stühle anstarre. Dass ich beim Abendessen Selbstgespräche führe.

»Verstehe, der Vorstandsvorsitzende hat also wieder beschlossen, uns Gesellschaft zu leisten«, sagt mein agnostischer Freund, lässt die Knöchel knacken und würde sterben für ein Gespräch über den Tod.

»Ist er denn, na ja, so richtig groß?«, fragt mein größter Freund. »Also, ich meine, größer als ich?«

»Fast«, sage ich.

»Und was hast du ihm von mir erzählt?«, fragt mein Lieblingsfreund. Ich lüge. Die Wahrheit ist, ich habe ihm

gar nichts erzählt.

»Wann gehen Sie denn endlich auf Achse mit mir?«, beschwert sich der Vorstandsvorsitzende. »Ich bin ein Mann von Welt und bekomme nichts mit von der Welt! Wir unternehmen ja nichts!«

Ich ziehe meine Turnschuhe an, und wir gehen joggen im Park. Die Hunde lenken ihn ab. Er versucht, jeden zu streicheln, aber ohne Erfolg.

Wenn der Vorstandsvorsitzende tagsüber seinen Geschäften nachgeht, stelle ich meine Turnschuhe in den Flur. Die Schuhe, in die ich gegen Bezahlung gesteckt werde, wechseln ständig die Größe.

Jahrelang stand ich im Dienst einer Frau, die Hilfe bei der Organisation ihres Schuhschranks brauchte.

»Stimmt, es war einmal eine alte Frau, die in einem Schuh wohnte«, sagte Farren, »aber hier geht es um alte Schuhe, die bei einer Frau wohnen.«

»Das dürfte zu schaffen sein.«

»Die Einstellung lob ich mir!«, sagte Farren. »Wenn du dich gut machst, kann ich dir noch mehr Märchenjobs verschaffen.«

Beinah hätte ich gelacht, aber Farren meinte es ernst. Ich kenne eine Aushilfe, die ist Taubenphobikerin und hat ein paar Schichten lang Töpfchen und Kröpfchen befüllt. Farren wollte sie für ganze drei Monate vermitteln.

»Kröpfchen schon wieder?«, fragte die Aushilfe. »Kannst du knicken! Lieber krepier ich!«

Sie erzählte mir, dass ihr eine andere Agentur ein besseres Angebot gemacht hatte, irgendwas mit Spreu und Weizen. Aber ich bin mir sicher, dass ihre Einstellung sie auf dem Pfad zur Entfristung ein paar Jahre zurückgeworfen hat.

Die Frau, die mit ihren alten Schuhen zusammenwohnte, hatte ein großes Apartment in Uptown. Noch nie hatte ich so hohe Decken gesehen. Aus den Tiefen ihrer Abstellkammer förderte sie ein prächtiges Bronze-

Schuhregal in Form eines Nautilus zu Tage. Es war spiralförmig wie die Flugbahn des Falken, der sich auf seine Beute stürzt. Steil kreist er auf den Erdboden zu, damit seine seitlich am Kopf liegenden Augen das Angriffsziel nicht aus dem Blick verlieren.

»So, sehen Sie?«, sagte die Frau, nahm einen knallorangen Slipper zur Hand und schob ihn in eins der Fächer. »Sie können die Schuhe auch nach Absatzhöhe oder Farbe sortieren«, sagte sie. »Wie es Ihnen gefällt!«

Sie gewährte mir das kleine bisschen Freiheit mit dem großzügigen Gebaren eines Start-up-Investors.

»Wie wäre es, wenn Sie die Schuhe nach Einsatzhäufigkeit sortieren?«, fragte ich.

»Oh, ich trage diese Schuhe doch gar nicht«, sagte sie und lachte. »Dafür gibt es einen anderen Schrank, aber der ist an einem anderen Tag dran.«

Den anderen Schrank habe ich nie gesehen, kein einziges Mal.

Die Frau, die mit ihren Schuhen zusammenwohnte, war mutterseelenallein. Deswegen ließ ich ihr auch das eine oder andere unfeine Verhalten durchgehen. Ständig erklärte sie ihre Aufträge für ungültig, sodass jede erledigte Arbeit die Arbeit des Rückgängigmachens nach sich zog. Erst sollte der Karton hierhin, dann sollte er dorthin. Die Lebensmittel, die ich die Treppen hinauftrug, schimmelten, durchliefen die Mauser, wanderten die Treppen hinunter, landeten im Müll. Anfangs dachte ich, sie will mir einen Gefallen tun, indem sie Arbeit fingiert, wo

keine ist. Inzwischen weiß ich, dass es sich um ein Spiel handelt, ein ewiges Ungeschehenmachen, das dazu führt, dass man nichts erreicht und sein Leben infrage stellt.

Man sollte meinen, ich hätte meinen Frust an den Schuhen ausgelassen, aber die Schuhe trifft keine Schuld, und ich will doch für alle nur das Beste. Ich trug sie auf Händen, bewahrte sie vor Kratzern und Flecken, befreite sie mit feuchten Lappen und trockenen Tüchern vom Staub. Einfetten, polieren, streicheln. Ein einziges Mal, ich gebe es zu, sind meine Hände in ein Paar lacklederner Pumps geschlüpft und haben - ein Verhaltensrelikt aus meiner Vergangenheit als Schuhputzerin in der Grand Central Station - einen Stepptanz vollführt. Aber nie hat ein Fuß von mir das Leder auch nur eines ihrer Schuhe gedehnt. Wenn meine Arbeitgeberin außer Haus zu Mittag aß, hielt ich einen der rosafarbenen, wildledernen Pumps an meine Wange, er war welpenweich und roch neu und alt zugleich.

Meine Großmutter hatte einen muffigen Schrank voller Sandalen mit klobigen Sohlen. Aber sie waren nicht annähernd so überzeugend wie die Sandalen der Frau, die mit ihren Schuhen zusammenwohnte.

An den Wochenenden sprang ich ganz in der Nähe für die Schaufensterpuppen eines Kaufhauses ein, um mir etwas dazuzuverdienen. Der Schaufensterdekorateur arrangierte unsere Gliedmaßen zu ausgefallenen Tableaus.

»Aufs Törtchen legen«, sagte er und hob meinen Ellenbogen auf die überdimensionale Sahnehaube mit